

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 33 (1929-1930)
Heft: 7

Artikel: Zwei Neujahrstage und zwei Ohrfeigen : aus meiner Studienzeit
Autor: Birnstiel, J.G.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665774>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Bettler.

Ein Bettler stand mir heute vor der Türe —
Zerlumpt und schmutzig, frech und roh zugleich.
Er trug des Lästlers Merkmal auf der Stirne,
Und seine Wangen waren schmal und bleich.

Ich reich' ihm rasch die kalte Münze hin
Und schloß die Türe zu mit fester Hand.
Noch eine Weile stand er auf der Schwelle,
Dann schritt er schwankend weiter über Land.

Und weißt du, ob nicht deine eignen Kinder
Einst an der fremden Türe hungernd stehn,
Ob sie im Bettlerkleide, arm und halb verkommen,
Um fremdes Brot und Mitleid betteln gehn?

Maria Dutli-Rutishauser.

Mir aber schlug mit einemmal das Herz
Fast weh' und ein Gedanke ging mir durch den Sinn:
Sag', weißt du auch, wer jener einstens war,
Lag nicht auch er einst in der Wiege drin?

Hat nicht ein Mutterauge ihm gelächelt,
Ein Lippenpaar sein Händchen einst geküßt?
Hat nicht sein erstes unbeholf'snes Reden
Dem Mutterherzen manches Leid versüßt?

Zwei Neujahrstage und zwei Ohrfeigen.

Aus meiner Studienzeit. Von J. G. Birnstiel.

1.

Es gibt ein allbekanntes Studentenlied, das mit den Worten anfängt:

„Und in Jena lebt sich's bene,
Und in Jena lebt sich's gut.“

Von der Wahrheit dieses Wortes bin ich anno 1879 als akademischer Bürger der hier in Frage stehenden Universität aufs festste überzeugt gewesen. Das burgenumkränzte Jena, „an der Saale hellem Strande“, war eine kleine Stadt voll Wunder. Da waren ja noch seine uralten Tore, seine von hochgiebligen Häusern flankierten engen Gassen, seine Kirchen, sein Markt, seine mittelalterlichen Weinstuben, seine Luther-, Goethe-, Schiller- und Bismarck-Erinnerungen, seine vielen Studentenbuden, Professorenwohnungen, Lehrsäle usw. Vom Kranz der lieblichen, zwischen die Berge oder in die Ebene gestreuten Dörfer nicht zu reden.

Es muß damals einer kein ganz normaler Student gewesen sein, wenn er nicht fest geglaubt hat, der liebe Gott habe die Saale extra an Jena vorbeifließen lassen, damit die Herren Studenten auf ihren Fluten gondeln könnten. Und die Dörfer Lichtenhain, Ziegenhain, Wöllnitz, Kunitz, Zwätzen, Cospeda, und wie sie alle heißen, habe er rein nur darum aus dem Boden wachsen lassen, damit die Musensöhne dort draußen nach mehr oder weniger Kopfarbeit ihre Holzkännlein mit Weißbier füllen und leeren, ihr Tanzbein schwingen oder gar mit scharf geschliffenen Klingen sich um nichts

und wieder nichts in Gesichter und Haare fahren.

Wir drei Schweizer, die wir damals uns in Jena Studierens halber aufhielten, haben nun zwar den vorhin erwähnten Glauben der deutschen Studenten nicht in allen Teilen unterschrieben, also daß unsere rein germanischen Brüder das Luther-Urteil von Marburg hätten wiederholen können: „Ihr Schweizer habt einen andern Geist!“ Wir haben manchem Brauche derer, die irgend einer Farbe verpflichtet waren, nicht gehuldigt. Zum mindesten haben wir kein Blut vergossen. Womit aber bei Leibe nicht gesagt sein soll, daß wir im Vergleich mit den anderen Tugendholde gewesen seien oder hätten scheinen wollen.

Gott bewahre! Wir trieben's im großen ganzen, wie alle es getrieben haben. Standen wir mit unseren zünftig ausschenden Filzhüten auch abseits von der Garde derer, die mit roten, weißen, grünen, blauen Mützen und Bändern paradierten, wir genossen, was zu genießen war, notabene nicht nur in Hörsälen zu den Füßen großer Lehrer, sondern auch auf Waldwegen, am Saalestrand und nicht am unliebstesten in Fühlens Pinten, wo zu selbiger Zeit noch da und dort ein Wirt vom alten Schlage nebst Bier und Wein auch wirklichen Witz ausschenkte. Wir waren junge Menschen, und des alten Römers Wort: „Mensch bin ich; nichts, was menschlich ist, das sei mir fremd“, das fand bei uns ein williges Ohr.

Um Weihnachten und Jahreswende des benannten Jahres war ich der einzige Eidgenosse auf dem Platz. Meine Brüder hatte die Heimat mächtig angezogen. So schlenderte ich denn, stolz im Gedanken, hier der alleinige Vertreter eines andern Kulturstaates zu sein, das einmal über Land, dann wieder durch die engen Gassen, und folgte, obwohl die Saale zugefroren war und Eiszapfen von den Dächern hingen, dem Wink des Paul Gerhard'schen Sommerliedes: „Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'!“

Wer hätte nicht Freude suchen mögen; wo alle Hörsäle geschlossen waren, Dutzende von Studentenbuden leer standen, und wunderbare, selbst bis auf die verschneiten Straßen sich verirrende Düfte von allerlei Gebäck und Gewürz auch dem Fremdling in die Nase stiegen und ihm sagten: „Tu' doch nicht so spröd! Komm herein und wärme dich am Ofen! Christtag steht vor der Tür! Was sag' ich Christtag? Nein. Christfest mit vier aufeinanderfolgenden lieder- und glockenreichen, freude- und friedevollen, eß- und trinkbaren Weihnachtstagen!“

O, was sie mir trotz meiner Verschüpftheit alles für Auge und Ohr, für Herz und Mund geboten haben, diese vier fetten, gesegneten, sächsischen Weihnachtstage! Ich will es nicht beschreiben. Aber vom letzten Tag der letzten Jahreswoche, nein, von einem Erlebnis der letzten Nacht muß ich erzählen.

*

Rund um den Marktplatz war beim Sinken des Jahres bewegtes Leben. Gesang und frohes Treiben in allen Schenken. Viel Licht und Liebe hinter hundert erleuchteten Fenstern bis hinauf zu den steilen Giebeln. Je näher die große Abschiedsstunde rückte, desto leerer und stiller wurde es in den Häusern. Auf dem Markt aber war, zum Trotz gegen alle Kälte, ein gewaltiges Summen, ein Gehen und Kommen, wie in einem Bienenkorbe. Verwundert und vergnüglich schaute Kurfürst Friedrich der Weise in seiner dicken Behäbigkeit vom steinernen Sockel auf das Studentenvolk und auf Jenas Bürger nieder, diemal hoch auf dem Turm der Stadtkirche die Musikanten schon ihre Posaunen und Trompeten zum obligaten „Nun danket alle Gott“ in Bereitschaft hielten. In der Mitte des großen Platzes herrschte noch Dunkel und Stille, wie vor des allmächtigen Schöpfers erstem: „Es werde!“ Auch über

dem Holzstoß, der inmitten des Platzes ragte, lag noch ein in tiefe Schatten gehülltes Schweigen.

Nun schlug die Glocke halb zwölf, und das war das Zeichen, daß in Wälde etwas geschehen werde, was hier als Hauptnummer in das Programm der Silvesternacht gehörte.

Wie auf ein Kommando scharten sich um den Holzstoß Korpsstudenten, Burschenschaften und andere, denen auf gut- oder schlechtgepflegten Locken ein buntes Mützen saß, und sangen Lieder, während schon die ersten Flämmlein an Reisig und Scheitern leckten. Je höher das immer frisch genährte Feuer stieg, desto toller wurde die Lustigkeit der Herren Studenten. Ein Lied ums andere stimmten sie an. Dann kam Musik dazu und die Töne fuhren dem Jungvolk in die Beine. Sie tanzten mit Fackeln in den Händen ums lodern Feuer. Das farblose Volk der „Wilden“ und der Bürger, zu dem ich auch gehörte, war gleichsam die Mauer, in deren Gewirtz sich der hunte Reigen drehte.

Ich war einer der vorgeschobensten Steine in dieser Menschenmauer und fühlte mich wohl geborgen in der Umhüllung eines warmen Mantels sowie im Besitz eines neuen, schwarzen Hütes, den eine Woche zuvor mir ein aus der Schweiz herübergeflogenes Christkind mit lieblichem Lächeln übergeben hatte.

Jetzt zeigt die Uhr auf Viertel vor Zwölf. Es kommt die heilige Pause vor dem mitternächtlichen Glockenschlag. Hoch auf der Balustrade des Turmes stimmen die Trompeten das alte Danklied an. Schweigend hört's die Menge. Dann holt der Glockenhammer aus und schlägt dröhrend an den Ring der großen Glocke. Ein unterirdisch tiefes Brummen hallt langsam, feierlich, schwer in die kalte Winterluft über Firsten, Giebel, Türmchen und Menschenköpfe hinweg, weit ins verschneite Land hinaus.

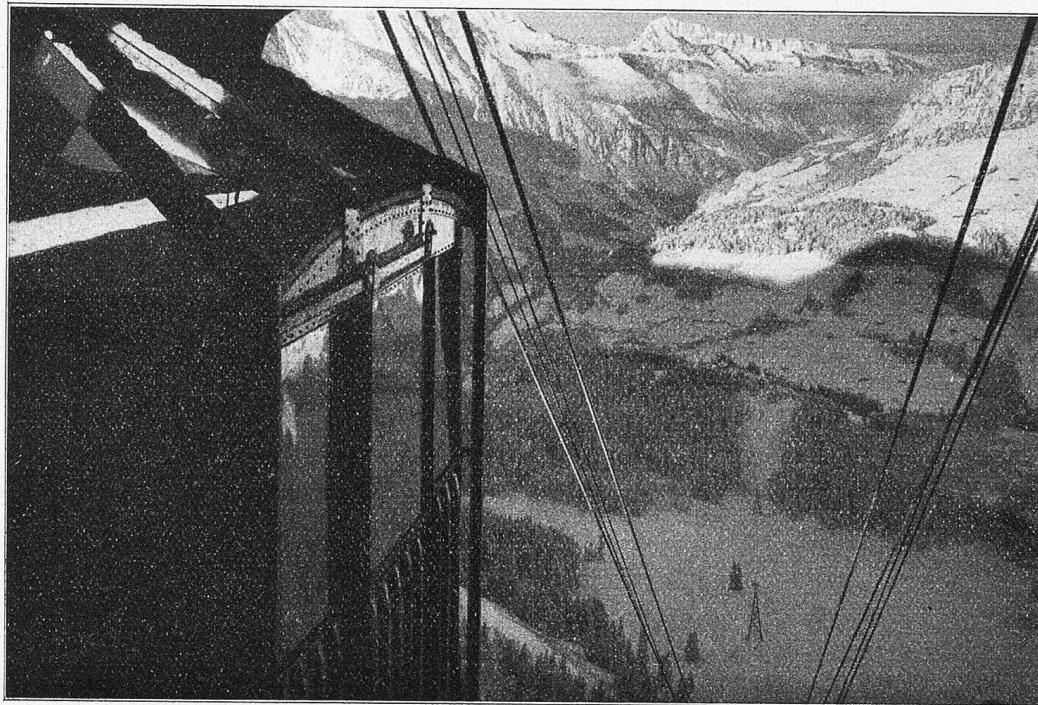
„Acht... Neun... Zehn... Elf... Zwölf! Hurrah! Zwölfe! Heijah Neujahr! Prost, Prost Neujahr!“ So tönt's wie ein Schrei aus tausend Röhren. Musik fällt ein. Und nun kommt ein großes Erlebnis, ein Unerwartetes und Unerhörtes, das heute noch tief in mein Gedächtnis eingeschrieben ist.

Die Farbenstudenten huldigen einem alten Brauch. Sie reißen die Mützen, die Cerevis-fäppchen, die blauen, roten, grünen, weißen Stürmer vom Haupt und opfern sie dem Feuer. Eine alte Sitte, über die zu lachen hier niemand schäflich findet. Und doch lacht dort drüben ein

langer Philister. Es muß irgend ein rüder, mit altjenaischen Bräuchen nicht vertrauter Fremdling sein. Weh' seinem mangelnden Ernst! Auf einmal packt eine Hand seinen steifen Hut, und im Bogen fliegt dieser ins knisternde Feuer.

Darob kommt auch mich urplötzlich ein unhändiges Lachen an. Und das steigert sich noch, wie dem ersten bürgerlichen Hut zwei, drei, vier andere folgen. Doch jede Schuld rächt sich auf Erden. Und in meinem Lachen muß auch ein gut Teil Schuld gewesen sein.

schöner Hut tut mir leid, aber wer sich freut, wenn fremde Hüte fliegen, der mache kein schiefes Maul, wenn's dem seinen auch nicht besser geht! Übrigens, wer hat dir gesagt, daß du in Dingen, die du doch nicht kennst, die Nase zuvorderst haben müßtest? Geh' jetzt in Gottes Namen und leg' dich ruhig schlafen. Und dann bedenke noch eines: Ist's nun einmal so, daß der Mensch von Zeit zu Zeit einen Merks Marx haben muß, auf daß er nicht zu üppig werde und den rechten Weg unter die Füße



Die Personen-Luftseilbahn Gerschnialp-Trübsee (1800 Meter) bei Engelberg.

Wie ich so stehe und ohne Erbarmen ehrwürdige Bürgerhäupter unfreiwillig sich entblößen sehe, da kommt die Nemesis. Plötzlich ist mir, als trüfe mein linkes Ohr ein ziemlich derber Schlag. Dann streicht ein Luftzug über mein Haupt hinweg. Ein schallendes Gelächter umbraust mich, und im gleichen Momente fliegt in stolzem Bogen mein neuester Hut, der weiche, prächtige Filz, der Stolz meiner Weihnachtsfeiertage, dem nimmersatten Feuer zu.

Als ich heimwärts zog und unterm Stadtchor und draußen vor den Mauern, wo meine Behausung lag, ein heißender Wind mir das unbedeckte Haar zerzauste und den Kopf gehörig fühlte, da kam mich ein so nüchternes Überlegen an, daß mir war, als gehe ein Großväterlein an meiner Seite, zupfe mich am Ärmel und sage mir: „Rimm mir's nicht übel — du. Dein

nehme, so ist's besser, er bekomme seine Ohrfeige gleich am ersten Männer und nicht erst hinten im Jahr, wenn's zu spät ist und er den verfahrenen Wagen nicht mehr wenden kann. Prost Neujahr — und Gott befohlen!“

So hat das vernünftige Väterlein gepredigt. Aber Studenten fühlen sich über solch moralisches ABC erhaben. Und so hat mir denn halt die Vorsehung noch eine zweite Ohrfeige auf den nächsten Jahreswechsel gutgeschrieben.

2.

Nach einem mit Freude, Arbeit und allerlei Examennot gefüllten Studienjahr war es abermals Neujahr geworden, und ich ruhte im Toggenburg „bei Muttern“.

„Die Saale bei Jena“, so sagte ich mir jetzt, „ist ein ganz schöner Fluß, aber die Thur mit

allem, was dran liegt und sich drinnen spiegelt, dünkt mich noch viel schöner!" An schneereichen Neujahrstagen hatte sie vor alten Zeiten für Leute, die in Wattwil, Lichtensteig oder noch weiter unten wohnten, einen ganz besonderen Reiz. Sie plauderte dann, noch redselig vom wein- und fladenreichen Silvester her, so recht gemütlich und erzählte denen, die auf der Wattwiler Brücke oder beim großen „Wuhr“ in Lichtensteig standen und talaufwärts schauten, daß man in Neßlau droben in der „Krone“ den Tanzsaal heize, daß man fiede und brate, Geigen und Hackbrett stimme und in den Stallungen und Remisen Raum für Rosse und Schlitten schaffe.

Auch am Neujahrstag, von dem ich hier erzähle, erwachte zwischen den Ruinen Jberg und Neutoggenburg in vielen Gemütern die Lust zum Schlittenfahren. Sehr stark regte sie sich auch in mir und meinem Bruder. Er hatte nicht lang vorher seine Rekrutenzzeit bei den Guiden abgewartet und besaß einen hochbeinigen, jungen, aus Deutschlands Norden stammenden Gaul „Agathe“ oder „Agetli“, wie ihn des Nachbars Rossknecht nannte.

Das Tier hatte entschieden seine Tücken. Viele sprachen von einem Kappel. Wäre der Gaul ein Mensch gewesen, man hätte mit dem Zeigefinger nach der Stirn gedeutet und mit dem Kopf geschüttelt. Beim Reiten war sein Betragen leidlich, doch zum Ziehen am Wagen fühlte es sich nicht berufen. Einer hübschen Chaise bequemte es sich zur Not noch an, sofern es alleine an der Deichsel war und höflichst behandelt wurde. Spannte man es aber neben einen Kammeraden minderer Sorte und mutete ihm gar noch zu, an einem Lastwagen sich abzumühen, so trieb es schaurigen Ulf und verübt, eignissig und unvertraut, wie zwei- und vierbeinige Einspänner sind, die rüpelhaftesten Streiche, vor denen man sich landauf und -ab befreuzte.

Als nun die Neujahrssonnen auch gar so lieblich schien und schon vor der Mittagszeit sich dann und wann das Geröll eines aus dem Unterland kommenden Schlittens hören ließ, da erinnerten wir uns, daß der Herr Nachbar, bei dem unser Gaul in Arbeit und am Futter stand, unter seinen Behikeln einen Sackschlitten hatte, auf dem dahinzusliegen uns als höchste Wonne erscheinen mußte. Vorerst waren freilich zwei Instanzen anzufragen. Der Vater hatte sein Platzet zur Fahrt und der

Nachbar die Erlaubnis zum Gebrauch des windigen Fahrzeugs zu erteilen. Beide willigten ein. Der Vater erst nach schwersten Zweifeln und Bedenken.

Um ein Uhr war alles zur Fahrt bereit. Unter Tränen schaute uns unsere jüngere Schwester durchs Fenster nach. Fürs Leben gern wäre sie mitgekommen, weniger des Fahrens als des Tanzens wegen. Aber was war da noch zu wollen, wo Vater und Mutter ihr Nein gesprochen hatten?

So weinte sie halt. Agathe aber drehte den Kopf nach dem Schlittchen, das hinter ihren hohen Beinen sich ausnahm wie ein Kinderwagen hinter einem Heufuder erster Größe. Fast hätt' ich mich verschworen, daß das Roß ob dem Anblick des winzigen Dings ein Lachchen verbeiße und auf gut preußisch zu sich selber sage: „Na — janz jut! Mir kann's recht sein! Über paßt mal uff, daß wir alle hübsch beisammen bleiben!“

So flogen wir denn flott dahin. Doch weil wir nicht rittlings sitzen konnten, sondern so, wie man auf Damensätteln reitet, und weil dem Schlitten die Rückenlehne fehlte, so galt es weislich zu balancieren und dem Gleichgewicht recht Sorg' zu tragen.

Mein Bruder war Rosselenker. Er saß hinter der kleinen Borderwand des Schlittens, ich klammerte mich ans geschweifte hintere Ende, und zwischen uns gähnte ein leerer Raum, grad recht, um nötigen Falles einen dritten Mann noch einzulassen. Es fand sich aber keiner, der den Mut besaß, sich diesem Luftsitz zu vertrauen. Die Möglichkeit wäre auch gar nicht dagewesen, denn nicht wir waren es, die das Tempo der Fahrt bestimmten, sondern das Agetli, das der Schnellzugskomotive glich, der es gefällt, die minderen Orte ganz zu ignorieren.

Das Agetli war stolz auf sein preußisches Blut und mißachtete unsere Toggenburger Dörfer. In Neßlau aber roch es den Haber und freute sich in monarchischer Gesinnung der winkenden „Krone“. Nicht wegen uns, aber weil es ihm selber so recht war, stand es plötzlich höchst still, schaute zurück und erlaubte uns, einzufahren.

Unter Essen, Trinken, Tanzen, Plaudern und Rauchen eilten die Stunden, als ob auch sie mit Agathe im Schlitten führen. Raum gedacht, standen wir, zur Heimfahrt fertig, vor der „Krone“. Das Agetli scharrte das Pflaster,



C. F. Meyer-Brunnen in Engelberg.

A. Trottman, Engelberg.

Ein firnbeglänztes Alpental,
Durchstreift in meiner Jugendzeit,
Stieg vor mir auf mit einem Mal
In seiner herben Lieblichkeit,
Mit seinem Himmel tief und rein
Um düster schroffes Felsgestein,
Mit seinen hellen Wasserstürzen —

daz die Funken stoben. Dann stiegen wir auf.
Zwei Knechte hielten das schäumende Roß und
probierten alle Künste, es rückwärts zwischen
die Deichseln hineinzuschieben. Mein Bruder

Ich atmete die Kräuterwürzen!
Was ohne Kunst ich dir erzähle,
Hab' ich, o Leser, nicht erfonnen;
Es ist des Alpentales Seele,
Die hier von selbst Gestalt gewonnen.

Conrad Ferdinand Meyer
in der Einführung zu seiner Alpendichtung
„Engelberg“.

säß vorne, ich hinten. Den mittleren Platz
nahm unter vergnügtem Schmunzeln ein Ein-
geladener, der dem gütigen Geschick, daß sein
Tanzbein ohne Anstrengung zu Tale bringen

wollte, das Rauchopfer einer Zigarre zu bringen gedachte. Ich sage — einer Zigarre von ganz abnormer Größe!

Nun los! Die zwei Knechte gaben die Bügel frei, und als der Gaul sich franz und ledig fühlte, schoss er davon, als ob ihm sieben Teufel im Nacken säßen. Die Straße war kein Parkeettboden und hatte nebst glatter Bahn auch viele Löcher. So hopste der Schlitten zuweilen hoch auf, als lägen ihm alle Walzer des Neßlauer Kronensaales in Leisten und in Rüfen.

Uns wollte Hören und Sehen vergehen, und jeder von uns sah nur, wie er auf seinem Sitz sich halte. Mein Bruder hielt das Leitseil, als ob es da noch was zu leiten gäbe! Ich klammerte mich ans hintere Brett. Der Gast in der Mitte krallte in Ermangelung von Leine und Lehne sich fest in unseren Mänteln, dieweil seine Zigarre, von der Meerschaumspitze gehalten, ein Loch ums andere in Nacht und Nebel brannte und ganze Raketen von Funken versprühte.

Wieder einmal hüpfte der Schlitten empor. Es war bei einer scharfen Krümmung. Da verschwand unser Gast. lautlos sank er dahin. Wir wußten nicht wie. Auf einmal gähnte die Lücke. Dann warf es meinen Bruder. Wohin? — Ja, wer Zeit gehabt hätte, nachzusehen! Ein Häuflein Elend, klebte ich noch einzig am Rand und sah, ob ich mich freiwillig werfen oder aufs Geworfenwerden warten solle? Eine höhere Gewalt enthob mich alles Wählens.

Raum gedacht, überkugelte ich und lag in einem Graben. Als ich aufstand, war mir zumute wie einem, der geohrfeigt wurde und dem die Augen flimmern, daß er meint, er sehe das Feuer im Elsäff drunter.

Meine Genossen waren verschwunden. Der Schlitten auch. Eine Frau klopfte mir den Schnee vom Gewande und schrie mit Entsetzen: „Heiliger Herrgott im Himmel! Dies Ross ist vom Teufel! Den Boden berührt es nicht! Es fliegt. Und wie ein Läublein im Wind, so ist der Schlitten hinter ihm hergewirbelt!“

Wie meine Unglücksbrüder den Weg nach Hause gefunden, wie der Vater uns empfangen, und wie die Schwester, nun frei von Tränen, mit ihren Augen gelacht, das will ich hier nicht erzählen. Auch das nicht, daß der Gaul zwischen Rappel und Wattwil, von einem braven Knechte

aufgefangen und besänftigt, auch diesen samt zwei aufgeladenen Buben, beim Weiterfahren aus allen Neujahrshimmeln geworfen und auf eigene Faust noch eine Rentour bis ins untere Toggenburg unternommen hat. So ist mir denn auch jene zweite Ohrfeige nicht erspart geblieben, die mir die Vorsehung vor Jahresfrist noch gutgeschrieben hatte.

Soll ich mich darob beklagen? Gott bewahre! Mich reut manche Ohrfeige, die ich gegeben habe, für die aber, die ich empfangen, ja auch noch als Mann empfangen, will ich füglich danken.

Mein Ross ist mir, bildlich gesprochen, noch öfter durchgebrannt. Auch den Schlitten hat mir's hie und da zerschlagen, und zum Lachen war die Sache nie. Doch griff ich jeweils an den Kopf und sah recht ernstlich über warum und wie, so ging mir dann und wann ein Lichtlein auf, und es zog mir etwas durch den Sinn, das gelautet hat wie: „Es hat halt müssen sein!“ Die Feigen an den Bäumen reifen im heißen Sommer, und die Ohrfeigen haben auch ihre Zeit. Sie kommen nicht von ungefähr und erwischen am liebsten die Köpfe, denen es not tut, daß sie sich ducken lernen.

Nun ist's, seit ich das oben Erzählte erlebte, schon wieder vierzigmal Neujahr geworden. Aber keine der vierzig Jahreswenden steht so frisch in meinem Angedenken, wie jede der beiden, die mir den Ernst des wechselnden Jahres sozusagen um die Ohren schlugen. Erlebtes geht tief und Erlittenes schlägt ein, und die Tage, da wir barhäuptig gingen oder im Schnee des Weges tappten, während die Freude im klingelnden Schlitten an uns vorübersauste, waren die Geringsten nicht in unserem Leben. — Nur in unserem? O, auch im Leben großer Menschen und mächtiger Völker, die irrten, bis sie in die tiefe Demut kamen!

Darum nochmals: Nicht klagen! Alles in der Welt hat neben der schlimmen auch die gute Seite. Beides hat seinen großen Wert: Das Aufrichtstehen und das Heruntermüssen, das Festsitzen und das Abgeworfenwerden, das Hutschwenken und das Hutverlieren, das Lettionenerteilen und das Lettionenbekommen. Die Hauptsache ist nur, daß man den Kopf nicht verliere und in allem etwas lerne!